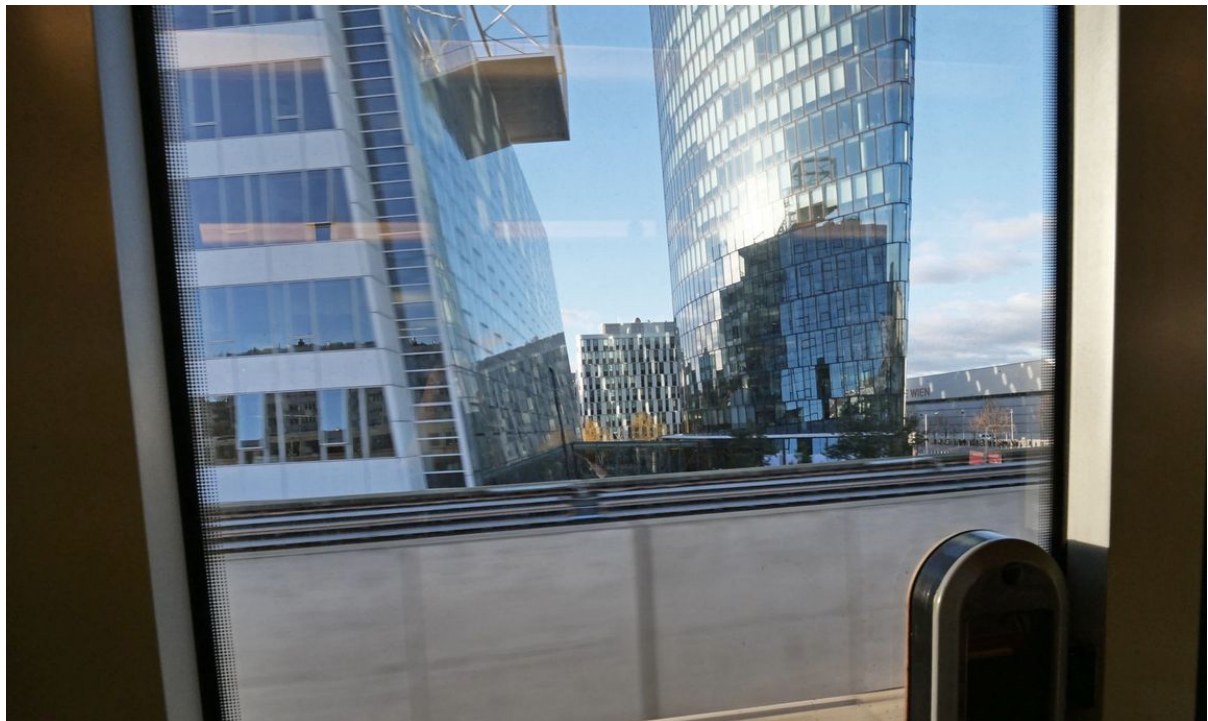


Die Presse

Stadtplanung in Wien: Wenn Otto Wagner das wüsste

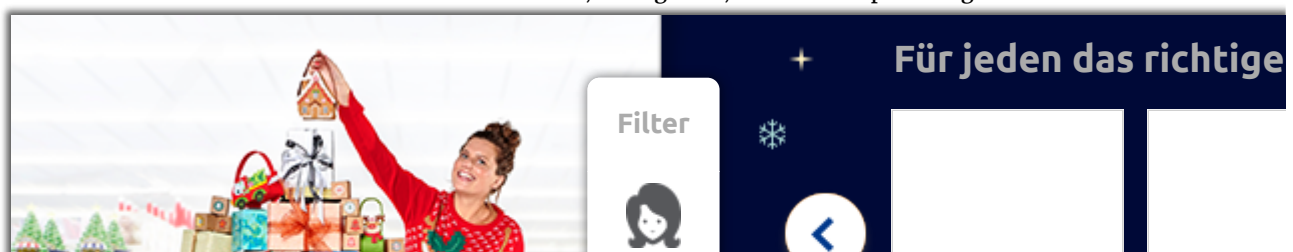
Ideen aus der Kaiserzeit als Maxime heutiger Stadtplanung? Lächerlich! Obwohl: Wiens urbanistische Probleme sind im Kern dieselben geblieben, und Haltung hat ohnehin kein Ablaufdatum. Zur Aktualität von Otto Wagner, 100 Jahre nach dessen Tod.

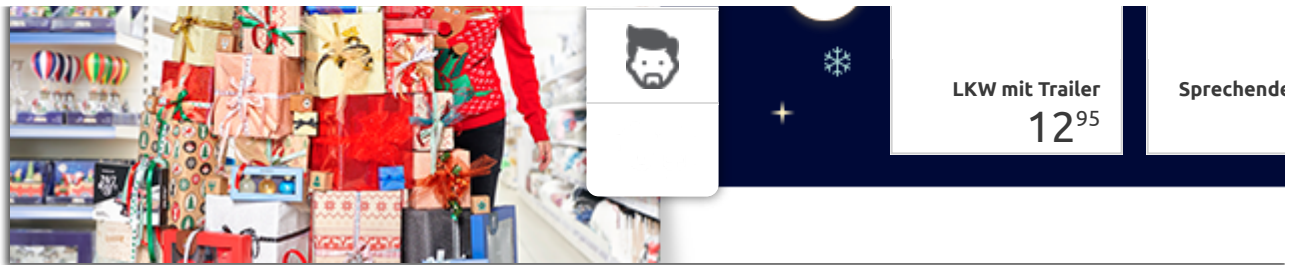


Wer einen Überblick über Wiens Stadtentwicklung gewinnen möchte, steigt am besten in die U2. Nächst U2-Station Krieau. – Wolfgang Freitag

Von Reinhard Seiß 16.12.2018 um 11:55

Wer rasch einen Überblick über Wiens gegenwärtige Stadtentwicklung gewinnen möchte, steigt am besten in einen Zug der Linie U2, die ab der Station „Messe-Prater“ in Hochlage durch den 2. und 22. Bezirk führt. Im Vorbeifahren sieht man zunächst, wie die letzten freien Flächen in der noch gründerzeitlich geprägten Leopoldstadt Verwertung fanden und finden: hektargroße Messehallen auf einem hermetisch abgezäunten Areal; Wohnhäuser, die ungeachtet allen Lärms und jeder Beschattung direkt an das wuchtige U-Bahn-Viadukt herangebaut wurden; ein neues Büroviertel – selbstverständlich mit einem gläsernen Turm als weithin sichtbarem Signet; und schließlich ein Einkaufszentrum, dessen Standort selbst die Wirtschaftskammer für verfehlt hielt. Dazwischen sind noch die Wohnhöfe, Kleingärten, Grün- und Sportanlagen früherer Zeiten



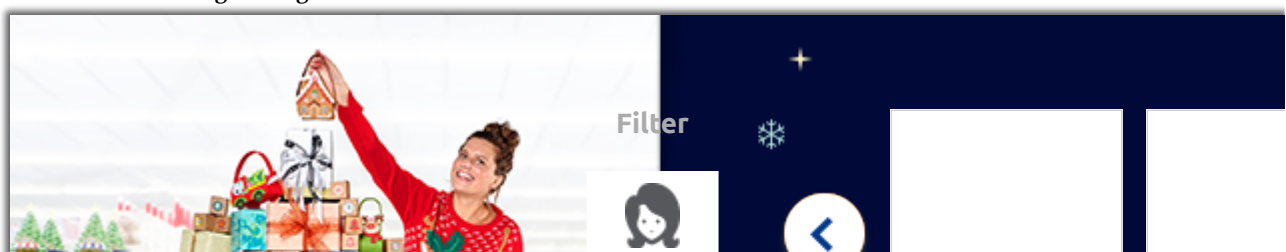


übergeordneten städtebaulichen Konzepts, das zumindest grob Gebäudenutzungen, Bauformen, Bauhöhen sowie Freiflächen vorgeben könnte, ist ein Nebeneinander von Einzelinteressen getreten, wofür Architekten aus Sicht der Bauherren – Planungsgebiet für Planungsgebiet – optimale Lösungen ersinnen.

In der Donaustadt, Wiens wichtigstem Stadterweiterungsbezirk, setzt sich die heterogene Abfolge von inselhaften Projekten beidseits der U-Bahn fort. Wo immer Gärtnerereien in Bauland verwandelt werden, schießen neue Siedlungssplitter aus dem Boden. Selten bieten diese aber auch städtebauliche Anschlussmöglichkeiten für spätere, angrenzende Bauvorhaben – sie genügen in erster Linie sich selbst. Während Gebäude bis Mitte des 20. Jahrhunderts auch als Bausteine eines Viertels, als Voraussetzung für einen qualitätvollen Stadtraum verstanden wurden, zeigen sie gegenwärtig kaum noch Verantwortung für ihr Umfeld und so gut wie kein Bemühen um Ensemblewirkung: nicht zuletzt weil die Stadtplanung es allzu selten einfordert – ja, abgesehen vom Einzelfall der Seestadt Aspern, nicht einmal eine konkrete Vorstellung davon hat, wie der 22. Bezirk, wie das rasch wachsende Wien in zehn, 20 oder 50 Jahren aussehen soll. Die letzten dreidimensionalen Konzepte für die gesamte Stadt stammen aus dem Jahr 1893, als die Architekten Otto Wagner und Josef Stubbgen mit ihren Entwürfen den Wettbewerb um den sogenannten Generalregulierungsplan gewannen. Die darin festgelegte Höhenabstufung der Bebauung ist übrigens bis heute am Stadtkörper ablesbar.

Wagner freilich empfand das Wachstum Wiens schon zu seiner Zeit als unkontrolliert und fragmenthaft, als „Kakophonie unterschiedlichster Bauten, die sich gegenseitig zu übertrumpfen versuchen“. Nicht auszudenken, was er über das heutige Baugeschehen sagen würde! Dem beliebigen Durcheinander stellte der Architekt und Akademieprofessor die Vision einer nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten geplanten, ganzheitlich entwickelten Stadt entgegen. Diese konkretisierte er 1911 in einem detaillierten Entwurf für eine unbegrenzte Großstadt am Beispiel eines – damals noch fiktiven – 22. Wiener Gemeindebezirks. Sein Stadtkontinuum sah eine funktional durchmischte, geschlossene Blockrandbebauung mit sieben- bis achtgeschoßigen Wohnhäusern, Warenhäusern und großen Werkstatthöfen vor, mit öffentlichen Gebäuden und Hotels in jedem Stadtteilzentrum, mit großzügigen Plätzen und Parks sowie einem dichten Netz an öffentlichen Verkehrsmitteln.

Für Otto Wagner, der auch Bauträger war und dadurch als Architekt wirtschaftlich unabhängig blieb, sollte die Stadt der Zukunft selbstverständlich eine kapitalistische sein – mit hoher, aber eben nicht zu hoher baulicher Ausnutzung. Gleichwohl forderte er für eine funktionierende Metropole auch kommunalen Wohnungsbau, ein Enteignungsgesetz sowie einen sogenannten Stadtwertzuwachs fonds zur Vergesellschaftung privater Flächenwidmungsgewinne – um „die Macht des Vampirs Spekulation auf das Engste einzudämmen“. Damit offenbart der Großbürger und Zinshauseigner Wagner noch 100 Jahre nach seinem Tod, wie halbherzig das rot-grüne Wien an Erfordernisse wie eine wirksame Bodenpolitik, leistbares Wohnen oder eine sozial gerechte Stadtentwicklung herangeht.



Wenn Wagner schreibt, es gehe nicht an, „die Stadt dem Grundwucher, dem blinden Zufall und der völligen künstlerischen Impotenz zu überlassen“, wird klar, dass er den Schlüssel zu einer qualitätvollen Stadtentwicklung nicht allein in ökonomischen und stadtplanerischen Reglementierungen sah. Ebenso entscheidend erschien ihm der Beitrag der Architektur, die im Wien des Fin de Siècle in einem beinahe dogmatischen Historismus feststeckte. Wagner propagierte stattdessen einen – dem neuesten Stand der Technik verpflichteten – „Nutzstil“, der einer zeitgemäßen Ästhetik Ausdruck verleihen sollte. Es bleibt unserer Fantasie überlassen, wie der Bahnbrecher der Moderne die künstlerische Potenz der gegenwärtigen Architektur mit ihren oft bemühten Auffälligkeiten jenseits aller Praktikabilität beurteilen würde. Faktum ist jedenfalls, dass dem heutigen Wien ein etablierter Planer, der die Arbeit der eigenen Kollegenschaft öffentlichkeitswirksam hinterfragt, Modisches von Innovativem zu unterscheiden vermag, grundsätzliche Alternativen aufzeigt und für konfrontative Auseinandersetzungen sorgt, schmerzlich fehlt. Vielmehr ist der hiesigen Szene eine hohe Selbstzufriedenheit zu attestieren, die sich lähmend auf den so wichtigen Diskurs in Wettbewerbsjurien, Fachbeiräten und weiten Teilen der Architekturkritik auswirkt. Auch seitens der Baubehörde mangelt es an Ambition oder Selbstbewusstsein, als Reibebaum für baukünstlerische Blender herzuhalten. Vielmehr herrscht im Rathaus eine ausgeprägte Anything-goes-Haltung als Teil eines verantwortungslosen Liberalismus im Umgang mit der Stadt.

So hat es seine eigene Logik, dass Wien Otto Wagner und auch andere unbequeme Stadtvisionäre wie Roland Rainer in Museen und Archiven verwahrt, statt ihre zeitlosen Qualitätsmaßstäbe zur selbstkritischen Reflexion des heutigen Baugeschehens heranzuziehen. Dabei drängen sich – wie etwa zuletzt die Otto-Wagner-Schau im Wien Museum zeigte – die Parallelen zwischen einst und jetzt geradezu auf: Kaum ein Projekt des 1918 verstorbenen Architekten, das nicht aktuelle Bezüge aufweist – sei es zur leichtfertigen Privatisierung öffentlicher Architekturdenkmäler, sei es zur fragwürdigen Verwertung historischer Ensembles durch die Stadt selbst oder zum saloppen Umgang der Politik mit dem Wiener Weltkulturerbe. Letzteres steht nicht nur am Heumarkt zur Disposition, sondern ebenso am Karlsplatz, wo sowohl am Wien Museum als auch am angrenzenden Versicherungsgebäude maßgebliche bauliche Veränderungen bevorstehen. Wagners ganzheitliche Herangehensweise, seinen Anspruch, den Stadtraum zu komponieren und einzelne Neubauten in den Dienst einer Gesamtwirkung zu stellen, hat Wien schon vor Jahrzehnten aufgegeben.

Dabei war Otto Wagner alles andere als ein Formalist oder Stadtrömantiker. Im Gegenteil: In seinem 1896 publizierten Manifest „Moderne Architektur“ forderte er als einer der weltweit Ersten eine neue Baukunst, die „ganz auf Zweck, Material und Konstruktion“ beruhen und „dem modernen Leben entsprechen“ sollte – womit er jedoch nicht der gut zwei Jahrzehnte später aufkommenden Neuen Sachlichkeit das Wort reden wollte. Als Galionsfigur der Wiener Secession schuf Wagner gleich mehrere Ikonen des Jugendstils, stets perfekt eingebettet in den vorgefundenen Stadt- oder Landschaftsraum. Mit der Wiener Postsparkasse von 1906 realisierte er den ersten ganz aus der Funktion entwickelten Zweckbau, **mit der Kirche am Steinhof von 1907 den ersten modernen Sakralbau und damit ein Schlüsselwerk des 20. Jahrhunderts.** Und auch aus vermeintlich alltäglichen Bauaufgaben entstand Außergewöhnliches – seien es Wohn- und Geschäftsbauten, allen voran die beiden berühmten Häuser am Naschmarkt, seien es seine zahlreichen Infrastrukturprojekte.

Mit Letzteren hat sich Otto Wagner am deutlichsten in das Stadtbild Wiens eingeschrieben. Sein größter Auftrag war dabei jener zur Planung der in nur sieben Jahren errichteten Stadtbahn mit ihren damals vier Linien, die bis heute als U- und S-Bahn-Trassen in Funktion stehen. Bei dem 38 Kilometer langen Gesamtkunstwerk zeichnete Wagner mit bis zu 70 Mitarbeitern für die architektonische Ausgestaltung von 42 Viadukten, 78 Brücken, 15 Tunnels und Galerien sowie 36 Stationsgebäuden verantwortlich. Darüber hinaus erklärte sich der Universalist, dessen Œuvre vom Städtebau über den Hoch- und Verkehrsbau bis hin zum Design von Möbeln und Geschirr, ja bis zur Entwicklung einer eigenen Typografie reichte, auch noch für allerlei Details zuständig, nämlich „für alle Gegenstände der Ausrüstung, Möblierung, Beleuchtung, Heizung und Wasserleitung, dann für die Aufzüge, Gepäckauf- und -abgabe et cetera, insoweit diese Gegenstände eine einheitliche Behandlung mit der architektonischen Ausführung der Bauobjekte erfordern“. Es braucht keine weitere Erklärung, warum Zweckbauten aus den Jahren 1894 bis 1901 heute als Kulturdenkmäler gelten, zeitgenössische Bauten dagegen mit wenigen Ausnahmen bedeutungslos erscheinen – und mit den Jahren nur noch banaler wirken.

Dabei war und ist der Umgang mit Wagners Werk nach seinem Tod nicht immer von Respekt getragen. Zunächst wurden ihm noch höchste Ehren zuteil: etwa ein neun Meter hohes Denkmal seines Schülers Josef Hoffmann für den „großen Baukünstler“, das bis 1939 am Ballhausplatz stand – und erst 1959 von Roland Rainer bei der Akademie der bildenden Künste wieder aufgestellt wurde. Doch spätestens in der Nachkriegszeit vergaßen die Politik wie auch die Revolutionäre des „Neuen Bauens“ die Bedeutung des evolutionären Modernisierers. Bis in die 1970er-Jahre wurden etliche Stationsbauten Wagners an der heutigen U4 durch „zeitgemäße“ Gebäude ersetzt. Und die einst von Handwerkern, Händlern und Gastronomen genutzten Backsteinviadukte der heutigen U6 verkamen bis in die 1990er-Jahre zu einer kilometerlangen No-go-Zone mitten in der Stadt.

Trotz der inzwischen wiedererlangten Wertschätzung Wagners, die auch dem touristischen Interesse zu danken ist, bleibt der Umgang mit seinen Bauten nicht unumstritten. So bedeuten der Verkauf des Postsparkassengebäudes und der für Ende dieses Jahres geplante Auszug der PSK einen weiteren Rückzug der öffentlichen Hand aus ihrer baukulturellen Verantwortung: Die Zukunft jenes Denkmals, das es in den 1980er-Jahren gemeinsam mit seinem Architekten auf den 500-Schilling-Schein geschafft hat, liegt nun nicht mehr im Ermessen eines mehrheitlich staatlichen Unternehmens, sondern eines privaten Immobilieninvestors.

Deutlicher noch offenbart sich das politische Desinteresse am Erhalt des baulichen Erbes am Gelände des Otto-Wagner-Spitals am Westrand Wiens. Die weitläufige „Heil- und Pflgeanstalt für Nerven- und Geisteskranken“ am Steinhof aus dem Jahr 1907 mit mehr als zwei Dutzend Krankpavillons, mit Wirtschafts- und Verwaltungsgebäuden, Gesellschaftshaus, Theater und Kirche stellt nicht nur ein einzigartiges architektonisches Ensemble inmitten einer 75 Hektar großen Parklandschaft dar, sondern aus Sicht des Rathauses auch eine lukrative Möglichkeit zur Sanierung des Grundeigentümers, des hoch verschuldeten Wiener Krankenanstaltenverbands. Dazu wird der städtische Krankenhausbetrieb nun sukzessive abgesiedelt, um in den 60 historischen Bauten Platz für kapitalintensivere Nutzungen zu schaffen. Der östliche Bereich wurde schon vor einigen Jahren zur Verbauung durch einen privaten Gesundheits- und Wellnessdienstleister freigegeben, daneben folgen nun Wohnhäuser. Die bisher fertiggestellte Architektur würde selbst auf der grünen Wiese bescheiden wirken – angesichts der umgebenden Jugendstilbauten bedeutet sie geradezu eine kulturelle Schändung.

Wohlgermerkt: Das heutige Maß der Veränderung ist bereits das Ergebnis des zähen Kampfs einer Bürgerinitiative, der es zumindest gelang, die Stadt von einer um vieles massiveren „Nachverdichtung“ für Büros, Hotels und Tausende Wohnungen abzubringen – wofür völlig ungeniert auch der Ausbau und die Aufstockung der denkmalgeschützten Pavillons vorgesehen war.

Offenkundig vermochte das Wagner-Jahr in der heimischen Politik bisher noch nicht jene bewusstseinsbildende oder gar -verändernde Kraft zu entfalten, die man sich von Anniversaren so gern erhofft. Doch steht Otto Wagner damit im mehrfachen Gedenkjahr 2018 bei Weitem nicht allein da. ■

("Die Presse", Print-Ausgabe, 15.12.2018)

Reinhard Seiß

Geboren 1970 in Steyr. Studierte Raumplanung in Wien.
Dr. techn. Stadtplaner, Filmemacher, Fachpublizist.
Bücher: u. a. „Wer baut Wien?“ (Verlag Anton Pustet).
Mitglied des Beirats für Baukultur im
Bundeskanzleramt sowie der Deutschen Akademie für
Städtebau und Landesplanung.



Nicht zufrieden? [Holen Sie Ihre](#)
€ 0,50 zurück.

Powered by  **Blendle**

Eingeloggt mit [walkupf@utanet.at](#) ▼

